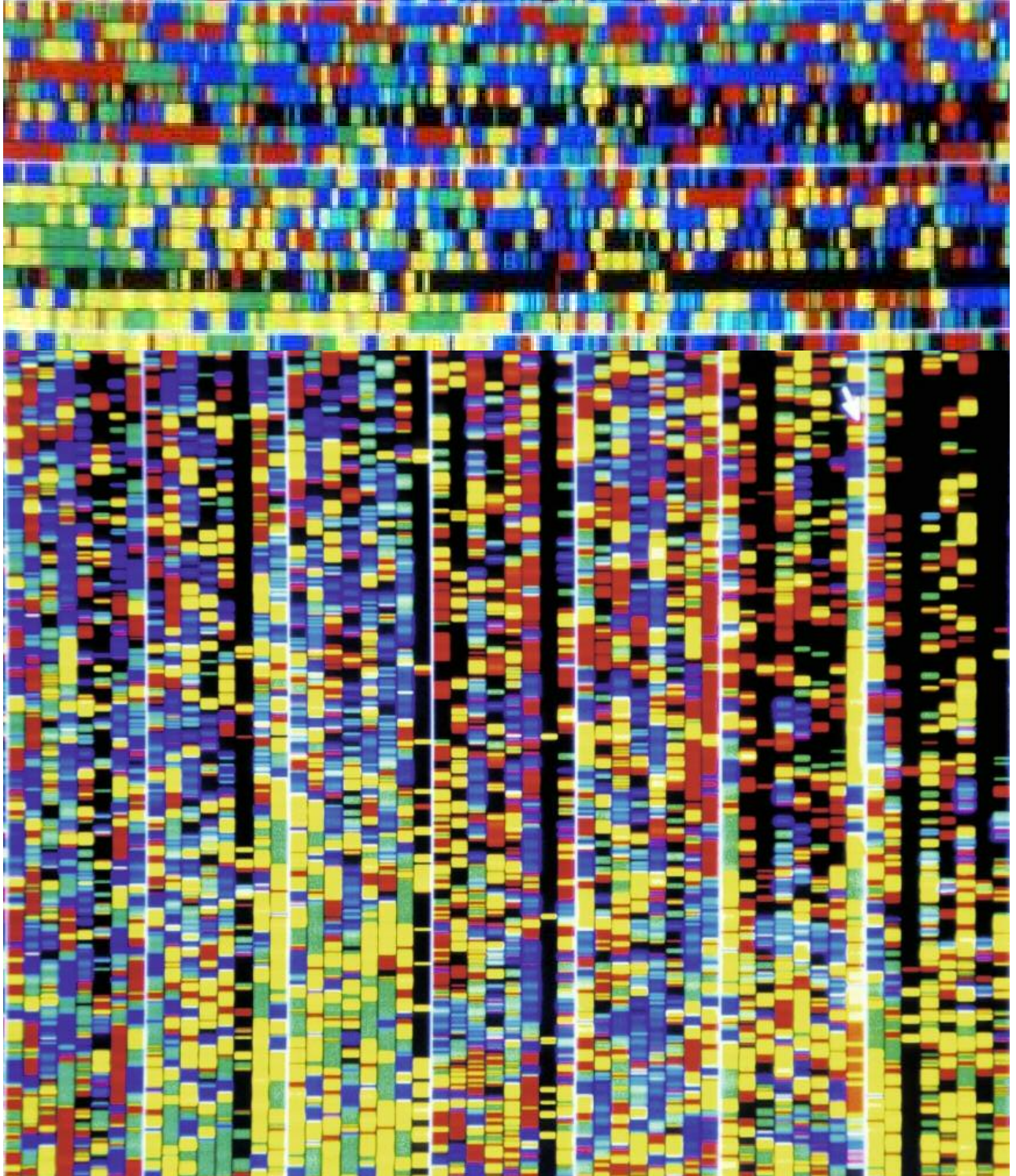


Ja zum Leben



PATRICK LANDMANN / SCIENCE PHOTO LIBRARY / AGENTUR FOCUS

Krebs ist viel älter als die Menschheit. Verursacht wird er durch genetische Fehler, oft beeinflusst durch den Lebenswandel. Psychische Faktoren spielen aber keine Rolle. | Von Martin Bleif

Erbgut-Analyse

Darstellung einer DNA-Sequenz, die den Bauplan für menschliche Zellen enthält. Kopierfehler bei der Zellteilung können zu Krebs führen.

DIESES MAL versuchte ich es mit einem viele Millionen Jahre alten Saurierknochen. Vor kurzer Zeit hatten amerikanische Forscher im Wirbel eines Edmontosaurus eine Metastase entdeckt.

Antje K. blieb skeptisch. Sie saß mir gegenüber im Sprechzimmer und war verzweifelt. Ein schon besiegt geglaubter Dämon griff wieder zu. Sie litt nicht nur an der Furcht vor Krankheit, Schmerz oder Tod. Sie litt auch an der Frage nach Schuld, ihrer eigenen Schuld.

Jedes Mal, wenn ihr das Leben aus der Spur lief, schien auch der Krebs an die Tür zu klopfen. Als sie vor fünf Jahren erstmals einen Knoten in ihrer Brust ertastete, hatte sie gerade einer langen, freudlosen Beziehung ein Ende mit Schrecken bereitet.

Nach Operation, Chemotherapie und Bestrahlung entließ die Medizin sie wieder ins Leben, „mit guter Aussicht“ auf Heilung, wie ihr der Arzt damals versichert hatte.

Und jetzt war er wieder da. Eine zwei Zentimeter große Geschwulst hatte sich zwischen ihre Rippen gedrängt. Und wieder in einem Moment, als auch sonst einiges im Leben schief lief. Antje K. fühlte sich in einem fatalen Kreislauf gefangen: Sie hatte ihr Leben nicht im Griff. Sie hatte ihren Körper nicht im Griff. Und der rächte sich und zog sie immer weiter nach unten.

Daher der Dinosaurierknochen. Ich wollte sie überzeugen, dass Krebs keine Krankheit der Psyche ist, auch kein Phänomen der Moderne. Babylonische Prinzessinnen und mittelalterliche Könige litten bereits an Krebs, genau wie die Waisenkinder, die vor 250 Jahren in die rußgeschwärmten Kamine Londons kriechen mussten. Krebs ist nicht einmal ein rein menschliches Problem. Fast alle Wirbeltiere entwickeln Krebs, und das begann lange, bevor der Mensch die Erde betrat. Der Wirbelknochen des Edmontosaurus ist eines der ältesten Zeugnisse der Krankheit.

Und doch verführt Krebs wie kaum eine andere Krankheit zum Grübeln, auch und vor allem über persönliche Verstrickungen. Die Fama von der Krebspersönlichkeit ist fast so alt wie die Medizin. Sie ist ein Vorur-

teil, das sich nie bestätigt hat, das aber wie Mehltau über dem Leiden liegt.

Einen Teil der Schuld tragen Ärzte. Der griechische Arzt Galen von Pergamon säte vor fast 2000 Jahren den Keim eines Missverständnisses. Nach Galens Überzeugung entstand Krebs durch einen Überschuss an schwarzer Galle. Diese ursprünglich körperlich gemeinte Krankheitstheorie war nicht nur falsch; sie wandelte sich über die Jahrhunderte auch immer mehr zu einer Theorie der Psychogenese des Krebses. Schwarze Galle heißt im Altgriechischen *melancholia*. Melancholie wurde aber über die Jahrhunderte zum Synonym für depressive Gemütszustände und damit zu einer psychiatrischen Diagnose. Diese semantische Verwirrung führte direkt hinein in die Idee von der Krebspersönlichkeit. Im Jahr 1759 schrieb der englische Arzt Richard Guy: „Frauen tragen ein höheres Krebsrisiko als Männer, und zwar diejenigen, die zu Lethargie und Melancholie neigen.“

KNAPP 200 JAHRE SPÄTER strickte die Psychoanalyse weiter an der Legende von der Krebspersönlichkeit. Sigmund Freud selbst wurde zum Opfer ihres Deutungswahns. Vorwitzige Vertreter der Zunft schrieben Freuds Mundhöhlenkrebs dessen unterdrückten Emotionen zu. Das Naheliegende wurde übersehen: Der große Traumdeuter war starker Raucher und konsumierte bis zu 20 Zigarren am Tag.

Heute wissen wir: Krebs ursächlich auf psychische Faktoren zurückzuführen ist nicht nur absurd, sondern auch gefährlich. Dieser Trugschluss bringt Kranke in den Verdacht, eine Art mentaler Mitschuld zu tragen.

Die Krankheit selbst verführt zu solchen Spekulationen. Krebs ist ein ungeheurer Vertrauensbruch des Körpers. Anders als bei den Infektionskrankheiten, den großen Geißeln des Mittelalters bis hinein in die Neuzeit, fehlt der klar benennbare äußere Aggressor. Die Krankheit scheint ein Produkt des eigenen Selbst zu sein. Tatsächlich wurde dieser Verdacht durch den großen Pathologen Rudolf Virchow vor rund 150 Jahren bestätigt. Krebszellen sind Körper-

ZUR PERSON

MARTIN BLEIF

Der Radioonkologe ist Professor an der Medizinischen Fakultät der Universität Tübingen und Leitender Arzt des RadioChirurgicum/Cyber-Knife Südwest in Göppingen. Vergangenes Jahr erschien sein Buch „Krebs – die unsterbliche Krankheit“ (Klett-Cotta). In Dialogen mit seiner an Brustkrebs erkrankten Frau Imogen erklärt er darin, wie Tumore entstehen, was man gegen die Krankheit tun kann und woran die ärztliche Kunst heute noch scheitert. Bleifs Frau starb am 15. März 2010; Tochter Lina ist sechs Jahre alt.



Der Wirbelknochen eines Mannes aus der Steinzeit weist Spuren von Krebs auf.

zellen; allerdings Zellen, die von allen guten Geistern verlassen wurden.

Was ihnen den guten Geist austreibt, das blieb lange ein Rätsel. Erst im Jahr 1982 nahm das Phantom langsam Gestalt an. Der US-amerikanische Krebsforscher Robert Weinberg entdeckte endlich einen gemeinsamen Nenner: Er war der Erste, der beobachten konnte, dass ein einzelner vertauschter Buchstabe im langen Text eines menschlichen Gens ausreichen kann, um die betroffenen Zellen auf die schiefe Bahn zu bringen und sie in Richtung Krebszelle zu verändern.

In menschlichen Zellen wirken fast 21 000 Gene. Etwa 500 davon sind vorrangig damit beschäftigt, das Wachstum und die Vermehrung der Zelle zu steuern, zu kontrollieren und zu begrenzen. Diese Gene arbeiten zusammen wie Bremsen oder Gaspedale in einem exakt austarierten Gleichgewicht zwischen Zelltod und Zellteilung. Die Balance wird je nach Bedarf mal zur einen oder zur anderen Seite hin justiert. Die Gene lösen damit einen uralten Pakt ein, der vor rund 800 Millionen Jahren geschlossen wurde: Als damals die vielzelligen Tiere entstanden, mussten die Interessen einzelner Zellen dem großen Ganzen untergeordnet und an die genetische Kandare genommen werden.

Dieser Solidarpakt wird bei der Entstehung von Krebs aufgekündigt. Wenn sich beim vielfachen Abschreiben in kritischen Stellen des genetischen Textes Tippfehler einschleichen, dann gerät das streng kontrollierte Gleichgewicht zwischen Zellteilung und Zellverlust aus den Fugen.

Fehler im Text der Gene können Produkte des Zufalls sein. Die Natur hat Gene nicht in Stein gemeißelt. Die DNA ist der Stoff, aus dem sie gebaut sind, und es liegt in ihrer Chemie, dass beim Abschreiben der vielen Tausend DNA-Buchstaben ab und an ein Buchstabe vertauscht wird.

Einerseits sind solche Fehler das Schmiermittel, das die Evolution am Laufen hält. Fehler an der falschen Stelle bergen aber andererseits die Gefahr, dass eine einzelne Zelle durch sie wieder zum Einzelkämpfer zurückmutiert und sich ohne Rücksicht auf Verluste zu vermehren beginnt.

Krebs ist also eine Krankheit der Gene, eine Krankheit, die entsteht, wenn Mutationen die Kontrollfunktion kritischer Gene zerstören. Mutationen sind selten, aber nie vollständig vermeidbar; sie sind Teil des Konstruktionsprinzips unserer Gene. Im Kern jeder Krebserkrankung regiert also der Zufall mit.

Es gibt allerdings externe Faktoren, die die Fehlerquote in Genen und damit das Krebsrisiko drastisch erhöhen. Dazu gehören manche Chemikalien, radioaktive Strahlung und einige Viren. Diese Faktoren sind Mutagene; das heißt, sie können die Buchstaben im Text der DNA verändern. Wir wissen auch, dass es Menschen wie die Schauspielerin Angelina Jolie gibt, denen solche Tippfehler in die Wiege gelegt wurden.

MANCHE FEHLERQUELLEN können wir begrenzen. Die bei Weitem wirksamste Form der Krebsprävention besteht darin, die Finger vom Rauchen zu lassen.

Aber nicht diese triviale Form von „Verantwortlichkeit“ ist es, die viele Krebskranke umtreibt. Mehr noch als die naheliegende Sorge um die optimale Behandlung oder die Überlebenschance quält viele die Frage: „Warum gerade ich?“

Wie sehr diese Frage drängt, das habe ich von meiner eigenen Frau lernen müssen. Als sie vor sechs Jahren an Brustkrebs erkrankte, wurde sie zu meiner Lehrmeisterin. Es entwickelte sich ein Dialog über den Krebs, der uns während ihrer ganzen Krankheit begleitet hat. Mein Part war, der Krankheit die Aura des Dunklen, Unbekannten zu nehmen. Wissen über Krebs kann hilfreich sein, um selbstquälerischen Spekulationen über die eigene Schuld den Boden zu entziehen. Krebs sollte nicht als Folge unbewältigter Konflikte, psychischer Traumata, negativen Denkens, destruktiver Energien, unbewussten Todesdrangs oder gar als Strafe Gottes missdeutet werden, denn solche subjektiven Krankheitstheorien sind nicht nur falsch, sie büden den Kranken auch doppeltes Leid auf.

Meine Frau machte mir klar, dass Krebskranke danach hungern, nicht nur Objekt einer noch so raffinierten Medizin zu sein. Betroffene wollen selbst das Heft in die Hand nehmen. Die Rückeroberung ihrer Autonomie gab meiner Frau die Kraft, mit der Krankheit zu leben, selbst und gerade in dem Moment, als die Entscheidung fiel, nicht noch eine weitere Therapie gegen den Krebs über sich ergehen zu lassen. Sie starb im Frühjahr 2010, knapp zwei Jahre nachdem die Krankheit entdeckt worden war.

Von ihr habe ich gelernt: Wir sollten die Perspektive drehen. Die wichtigste Frage lautet nicht: „Warum ich, was habe ich falsch gemacht?“, sondern: „Was kann ich für mich tun, um mit der Krankheit zu leben, sie wenn möglich zu überwinden?“ Mit der Diagnose Krebs hört das Leben nicht auf.

Kampf gegen die Krankheit

Rund 14 000 Frauen und Männer haben sich im australischen Melbourne versammelt, um auf Brustkrebs aufmerksam zu machen und Solidarität mit Erkrankten zu zeigen („Field of Women“).

